

**Versprechen der Kunst, Rätselschrift des Heiligen  
Zur Text-Installation „5 Sinne plus 1“ von Franticek Klossner  
im Kirchenraum St. Peter und Paul, Bern.**

*Silvia Henke*

Sechs Säulen säumen den inneren Raum der Kirche, den Bauch des Schiffs, den Raum der Kirchgemeinde. Die Kapitelle – wir kennen sie aus der Geschichte sakraler Bauten in mannigfaltiger Form – sind in der Peter und Paul Kirche mächtig, aber sie waren bis zur künstlerischen Arbeit von Franticek Klossner kahl. Kapitelle sind besondere Orte: sie bündeln den Raum, bevor sie ihn nach oben geben ans Gewölbe, sie sind also wie Wärter auf der Schwelle zwischen den Menschen und dem Höheren, wo der Raum alle menschlichen Masse übersteigt. Sie sind deshalb durch die Jahrhunderte vielfach gestaltet worden, mit Ornamenten, Pflanzen, Tieren, Fabelwesen; in manchen romanischen Kirchen spielen sich kleine Dramen ab in diesen Säulenkapitellen. Ihre Nacktheit hier war der Ausgangspunkt für Franticek Klossners künstlerisches Konzept der Arbeit „5 Sinne plus 1“: das Ergebnis sind die mit Schrift eingekleideten Kapitelle, die wir jetzt sehen können.

Ich sage mit Nachdruck *sehen* und nicht *lesen*. Das ist nämlich kein kleiner Unterschied, ich würde sogar sagen: es ist ein Unterschied, der ins Herz der Arbeit führt. Woraus aber besteht er? Indem wir Schrift *sehen*, tendiert sie zum Bild, gehört zum Register des Visuellen. Sie ist Schriftbild, Textbild, Signet oder Zeichentafel. Erst wenn wir sie *lesen*, gehört sie dem Bereich der Sprache an: erst dann ist sie dem Sinnhaften und Verstehbaren zugeordnet, ist Logos, Legende, Satz, Wort, Spruch. Über diesen Unterschied von Schrift und Bild gäbe es einiges zu sagen aus der Perspektive der Theologie und der Kirche – und nicht nur Friedliches. Die Erhebung der Worte über die Bilder im Kirchenraum, Bildersturm und Ikonoklasmus, Kultur- und Konfessionsstreit: alles bindet sich an diese Kontroverse, ob die Bilder oder das Wort die richtigen Vermittler seien zwischen dem Göttlichen und dem Menschlichen. Blickt man auf das aktuelle Verhältnis von Kirche und zeitgenössischer Kunst kann man sicher sagen: hier werden Grenzen auch wieder verschoben, sowohl im protestantischen wie im katholischen oder interkonfessionellen Kirchenraum. Die Kirche Peter und Paul, die erste katholische in der protestantischen Stadt Bern, hat sich ästhetisch ohne Bilderverbot dem Bilderverbot angepasst.

Alle diese historischen und kirchengeschichtlichen Kontexte ziehen auf, wenn man sich der Text-Installation Klossners hier stellt, denn auch sie verschiebt einige Grenzen. Zunächst einmal die Grenzen der Wörter, die in Buchstaben aufgelöst dastehen, zwar ordentlich in fast schnörkelloser Frutiger – Typographie, aber zunächst unleserlich wie fremde Zeichen. Dann auch die Grenzen der Sprachen, es sind fünf, die Klossner gewählt hat, bekannte und auch eine sehr unbekannt wie das Aramäische, die aber alle zum internationalen Kirchenraum Peter und Paul gehören. Fremdsprache, unleserliche Sprache oder Geheimschrift ist einerlei: dadurch, dass wir Buchstaben sehen, ohne Wörter lesen zu können, setzt unser Verstand für einen Moment aus: Die Schrift schwimmt vor unseren Augen, wir lösen durch das Sehen, das nicht versteht, neue Partikel aus dem Buchstabenkörper, lesen Dinge, die zwar dastehen, aber nicht gemeint sind. So taucht beim Schmecken das Wort „stillen“ aus „distillent“ auf, das Wort oil in „O il mio“ usw. – jeder wird hier seine eigenen Verleser oder Versprecher machen. Der Effekt ist von Klossner natürlich gewollt: Dadurch, dass wir unmöglich sofort erfassen können, was hier geschrieben steht, kommen wir auch nicht so schnell los: es ist ja erst die Identifizierungsleistung von Sprache, die uns hilft, von den Dingen, den Formen und Strichen und Bögen wegzukommen. Man kennt dies aus der Spracherwerbsphase von Kindern: Kinder wollen wissen, wie die Dinge, die ihnen begegnen, heissen und erst wenn sie eine befriedigende Antwort erhalten haben, können sie sich dem nächsten Ding zuwenden, das heisst, sich vom Ding trennen, das Wort aber behalten. Klossner will einen mit seinen Texttafeln nicht schnell entlassen, er zieht uns mit den Augen in die Texte hinein, lange bevor der Verstand einsetzt. Unmittelbar erinnern die Schrifttafeln deshalb auch an Kindheits-Episoden im Bauch der Kirche, wo die Worte des Pfarrers wie unverstandene Melodien durch die Ohren strichen oder unverstanden nachgebetet wurden. Ich würde sogar sagen: die Sätze, in welchen sich die

Wörter unverstanden aneinanderreihen, bleiben am längsten im Gedächtnis: MariavollderGnaden war für mich ein Wort, ‚gebenedeitistdieFruchtdeinesLeibes‘ war mir das Liebste: eine Art psalmodierender Zauberspruch.

Franticek Klossner präsentiert nun aber nicht bekannte Texte der Liturgie, sondern Textmaterial aus ganz unterschiedlichen Teilen der Bibel; die Quellenangaben befinden sich auf dem Faltprospekt. Ausgewählt und geordnet wurden sie zu einem theologisch eher marginalen Thema, nämlich dem Thema der fünf Sinne. Haben die Sinne selber einen Sinn? Es gibt eine mittelalterliche Arbeit, die sich mit diesen fünf Sinnen didaktisch auseinandersetzt und die Klossner auch aus der Ferne inspiriert hat: die berühmte Tapissiererei von Cluny, die sechs Teppiche mit der „Dame à la licorne“, von welchen jeder einen der fünf Sinne in Szene setzt. Man schreitet dort vom ersten Sinn, der am meisten Gewissheit verspricht – dem Tastsinn – zum fernsten Sinn, dem Seh Sinn, in welchem die Dame dem Einhorn den Spiegel vorhält. Die Teppiche werden in Cluny ebenfalls durch einen zusätzlichen Sinn, den sechsten Sinn, transzendiert. In Cluny heisst er Begehren: „A mon seul désir“ ist der einzige Schriftzug auf der Tapissiererei und über ihn ist viel gerätselt worden. Bei Franticek Klossner heisst dieser sechste Sinn „Denken“ und befindet sich rechts oben, von der Gemeinde aus gesehen an sehr zentraler Stelle, aber durch nichts unterscheidbar von den Säulen der fünf Sinne. Damit ebnet Klossner etwas ein, was für das menschliche Bewusstsein, die Theologie wie die Philosophie oder Medizin von langer und nachhaltiger Bedeutung ist: die Grenze und Hierarchie zwischen Körper und Seele, zwischen Sinnlichkeit und Geistigkeit. Dass sich diese Bereiche schwer trennen lassen, belegen auch die ausgewählten Stellen der Bibel selber: Mit den Händen wird gedacht und gestärkt, mit den Lippen wird gelesen und erkannt, mit dem Herzen wird gedacht, mit den Füßen wird der Raum erfahren. Aus den meisten Versen spricht das Prinzip der Gleichzeitigkeit von Bild und Sinn, das sich durch die Metaphern und Allegorien der Sprache im heiligen Buch einstellt. Wenn man sich also langsam durch den Vorhang der Buchstaben durchbuchstabiert, zum Beispiel „HEUREUXCEUXQUICROIENTSANS AVOIR VU“, dann merkt man zunächst, dass die Verse nicht nur nach dem Sinn, sondern auch nach den Sinnen ausgewählt sind, denn die französische Wortfolge ist die melodiosere hier, von den Buchstabenverschränkungen her visuell die reichhaltigere als die deutsche. Aber damit, dass wir das gesehen oder gehört haben, erschöpft sich die Frage des Sinnes nicht: dass wir glücklicher wären im Glauben, ohne sehen zu können, woran wir glauben, ist eine Streitfrage, die das ganze theologische Symbolsystem betrifft. Denn heisst es nicht auch: Wer Augen hat zu sehen, der sehe?

Die Streitfrage, was wir sehen, wenn wir glauben und was wir glauben, wenn wir sehen, betrifft nicht nur die Religion, sie betrifft die Kunst. In der Kunst – davon zeugt wohl das ganze Werk des multimedial arbeitenden Künstlers Franticek Klossner – herrscht ebenso wenig Klarheit über den Sinn der Sinne und ihrer Symbole. Damit befinden sich Kunstschaffende und Gläubige punktuell im gleichen Boot: Kunst wie Religion sind Symbolsysteme, die zu denken geben, weil sie das, worauf sie sich beziehen, nie sichtbar machen können. Deshalb wird die Entzifferungsarbeit am Symbolsystem Kunst genau so wenig aufhören wie jene am Symbolsystem Religion. Das ist der enge und uralte Zusammenhang von Kunst und Religion.

Was die Kunst aber von der Religion trennt, ist der Akt der Individualisierung und der Status ihrer Autonomie; sie existiert unabhängig von kodifiziertem Verstehen und vom Bekenntnis einer Gemeinschaft. Auch wenn ich hier eine gewisse Auslegung der Arbeit von Klossner mache, haben meine Worte keinen verbindlichen Anspruch. Sie sind ein Vorschlag und vor allem: sie sind Ergebnis einer Denkbewegung, die zwar vom genauen Hinsehen kommt, die aber immer vom Spekulativen getragen wird. Diesem Zustand der Autonomie trägt die Arbeit Rechnung, ihn fordert Klossner heraus. Ganz konkret dadurch, dass er jeden zwingt, seine Entzifferung allein zu machen, sich um die Säulen herum zu bewegen, etwas aufzuschnappen, etwas fallen zu lassen. Das Denken – der 6. Sinn – fasst diese Erfahrungen nicht zusammen, es bringt sie im Gegenteil erneut in Bewegung, denn Denken heisst weder Glauben noch Verstehen, Denken heisst immer auch Zweifeln und dem Ungewissen Raum lassen: „Bedenke, dass dein Leben nur ein Hauch ist“ – das ist kein Satz, der das Ungewisse ausschliesst. Wir bleiben demnach allein oder zwiespältig zwischen Sinn und Sinnen, jeder für sich – aber was heisst das? Es heisst auf jeden Fall nicht, dass damit die Majestät des Ich oder des Subjekts

zurückkehrt. Davor warnt der Scherenschnitt im Eingangsbereich eindringlich. In schöner Umkehrung der Geschichte von der Emanzipation des Subjekts aus dem Schoss der Religion stellt der transparente, buchstabengeschnittene Textvorhang nicht die Frage, ob es Gott gibt, sondern ob es denn ein Ich, ein Subjekt gäbe und wie dieses aussehen könnte. Das ist ziemlich hinterlistig.

Wir haben es nämlich mit einer ähnlichen Ambivalenz zu tun, wie bei den Kapitellen: die Lektüre wird durch den Moiré-Effekt des Schnittes wieder so behindert, dass jeder seine Entzifferung allein machen muss, mit Einsatz seiner Sinne und Imaginationen, dem Zusammenspiel von Papier, Licht und den eigenen Körperbewegungen; er erfährt dabei aber nicht die Geburtstunde des Ich, sondern diesen unvermeidlichen Zwiespalt im Herzen jeder vermeintlichen Autonomie, diese Spaltung zwischen Ich und Selbst, durch welche die Phantasie in uns eindringt. (Der Text entstammt dem Bestseller „Wer bin ich und wenn ja wie viele“ von Richard D. Precht).

Wir befinden uns also mit Klossners Installation „5 Sinne plus 1“ in einer gewissen Zwickmühle, die weder im Bezug auf eine göttliche Autorität noch im Glauben an eine menschliche Individualität einen Ausgang findet. Solche Zwickmühlen zu schaffen, ist wohl die Aufgabe der Kunst, und in gewisser Weise auch der Religion – insofern ihr Text im wesentlichen gleichnishaft ist, wie auch Klossners Textauswahl zeigt. Es kann sein, dass es überhaupt das *Gleichnis* ist, das *Sinnbild* oder der *Sinnspruch*, welche die strukturelle Ähnlichkeit von Religion und zeitgenössischer Kunst begründen: Indem sie beide daran erinnern, dass da immer mehr ist, als wir sehen, hören, fühlen oder auch denken können, ermöglichen sie jenen Zwiespalt und jene Offenheit, mit welcher wir überhaupt empfänglich sind für das Versprechen der Kunst und die Rätselschrift des Heiligen. Wenn es heisst: „Wer Ohren hat zu hören, der höre“, dann besagt dies immer auch: für jene, die mehr hören wollen als zu hören ist. Was es denn ist, ist aber keine beschlossene Sache, genau so wenig wie das Versprechen der Kunst. – Ich danke nun Franticek Klossner, dass er mir seine Arbeit zu denken gegeben und Ihnen, dass Sie mir Ihre Aufmerksamkeit geliehen haben.

Silvia Henke, Dr. phil. Professorin für Kulturwissenschaft Hochschule Luzern Design & Kunst.